



SIMA SAMAR

**& SALLY
ARMSTRONG**

**Mit zwölf
wusste ich,
dass sich
Afghanistan
verändern
muss**

rüffer & rub biografie

rüffer & rub biografie



SIMA SAMAR

**& SALLY
ARMSTRONG**

**Mit zwölf
wusste ich,
dass sich
Afghanistan
verändern
muss**

**Übersetzung
aus dem Englischen
von Elvira Bittner**



Der rüffer & rub Sachbuchverlag wurde vom Schweizer Buchhandels- und Verlags-Verband SBVV und vom Buchzentrum BZ als »Verlag des Jahres 2025« ausgezeichnet.

Der rüffer & rub Sachbuchverlag wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2021–2025 unterstützt.

Erste Auflage Herbst 2025

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2025 by rüffer & rub Sachbuchverlag GmbH, Zürich
info@ruefferundrub.ch | www.ruefferundrub.ch

Verlag/Hersteller: rüffer & rub Sachbuchverlag GmbH,
Alderstrasse 21, 8008 Zürich/Schweiz, info@ruefferundrub.ch
Fulfillment-Dienstleister/Händler: Brockhaus / Commission,
Kreidlerstraße 9, 70806 Kornwestheim/Deutschland,
gpsr@brocom.de

Schrift | Arnhem, GT Sectra, Avenir Next

Druck und Bindung | GRASPO CZ, a.s.

Papier | Munken print white, 90 g/m², 1.5

ISBN 978-3-907351-42-0

Inhalt

Prolog von Sally Armstrong	8
1 Augenzeugin	14
2 Als Mädchen geboren	46
3 Sturmwarnungen	94
4 Praxis geöffnet!	120
5 Eine fundamentale Bedrohung	162
6 Angeklagt	214
7 Kein Frieden ohne Gerechtigkeit	266
8 Sie dachten, sie könnten uns begraben.	312
9 Trump und Taliban	358
10 Die Iden des August	400
11 Wie geht es weiter?	436
Nachwort von Roger de Weck	448
Anhang	454
Danksagung	455
Biografien	460
Bildnachweis	462



Für die Menschen, die ihr Leben verloren haben
und deren Gräber niemand kennt,
als Folge von 45 Jahren Krieg in Afghanistan.

Für die Frauen meines Landes, die unter einem
Regime der Gender-Apartheid leben.

Für alle die, die unter der Herrschaft des
Patriarchats und unter geschlechtsspezifischer
Gewalt leiden, überall in der Welt.

Prolog

von Sally Armstrong

Es begann mit einer Suche und wurde zu einer Odyssee. Ende September 1996 hatten die Taliban die Macht in Afghanistan übernommen und Mädchen den Schulbesuch sowie Frauen die Aufnahme einer Arbeit außer Haus verwehrt – und damit Frauen und Mädchen praktisch unter Hausarrest gestellt. Damals war ich Chefredakteurin des kanadischen Magazins »Homemaker's«, in dem wir über viele wichtige Themen der Zeit berichteten. Ich hatte von einer Frau gehört, die den Anordnungen der Taliban trotzte, indem sie ihre Schulen für Mädchen offen hielt und ihre Arztpraxis für Frauen weiterführte. Für eine Story über diese unfassbare Rückkehr ins finstere Mittelalter, an der ich gerade arbeitete, wollte ich gerne ein Interview mit ihr führen. Aber dafür musste ich sie zuerst einmal finden.

Im Zuge meiner Recherche rief ich Dutzende von Leuten an und durchstöberte alle Nachrichten zum Thema, um den Namen dieser Frau in Erfahrung zu bringen. Irgendwann traf ich auf die Menschenrechtsexpertin Farida Shaheed in Lahore, Pakistan, die zu mir sagte: »Kommen Sie her, und wir werden darüber reden.« Obwohl die Kosten für den Flug unser Verlagsbudget eigentlich überstiegen, machte ich mich sofort auf den Weg.

Ich besuchte Shaheed in ihrem Büro, in dem sie Frauen über das falsche Spiel ihrer religiös-politischen Führerschaft aufklärte. Sie war eine wahre Goldgrube an Informationen und lehrte mich das ABC des militanten Fundamentalismus. Allerdings sagte sie auch zu mir: »Ich kann Ihnen den Namen der Frau, die Sie suchen, nicht geben – denn sie ist wirklich in Gefahr, ermordet zu werden.« Es war später Nachmittag, und ich bereute schon fast, dass ich überhaupt gekommen war, doch dann fügte Shaheed hinzu: »Morgen um 9 Uhr

geht ein Flug nach Quetta, den Sie nehmen sollten. Sie werden dort in der Ankunftshalle erwartet.«

Es war ein unkomplizierter Flug in diese etwa 700 Kilometer westlich von Lahore gelegene Stadt. Bei der Landung waren meine Nerven zum Zerreißen gespannt. Als ich in die Ankunftshalle kam, sah ich eine Frau, die lächelnd auf mich zutrat. Sie reichte mir die Hand und sagte: »Sie müssen Sally sein. Ich bin Sima Samar. Ich glaube, Sie haben nach mir gesucht.«

In der darauffolgenden Woche folgte ich Sima durch die Krankenhäuser und Schulen, die sie für Frauen und Mädchen am Laufen hielt, und ich entdeckte dabei, dass sie den Inbegriff der afghanischen Frau verkörperte: Sie war stark, sie liebte ihr Land und sie hat für alles, was sie je besessen hat, kämpfen müssen. Sima Samar war erst zwölf Jahre alt, als sie lernen musste, dass das Leben als »feines Gleichgewicht zwischen Hoffnung und Verzweiflung« angelegt ist, wie auch der kanadische Schriftsteller Rohinton Mistry später schreiben würde. Im Grunde begann sie schon in diesem zarten Alter, sich für bessere Lebensbedingungen von Frauen und Mädchen in ihrem Land einzusetzen. Sie kämpfte gegen die traditionellen Regeln, die sie als Mädchen in ihrer eigenen Familie zu befolgen hatte. Sie kämpfte gegen die Sowjets, die Mudschahedin, die Taliban. Sie kämpfte dafür, studieren und Ärztin werden, ihre Krankenhäuser und Schulen für Mädchen eröffnen, ihre Kinder nach ihren eigenen Werten erziehen zu können.

Nachdem der Artikel, den ich nach meiner Reise schrieb, erschienen war, bekam unser Verlag über 12000 Briefe von Frauen, denen die Unterstützung von Frauen und Mädchen in Afghanistan am Herzen lag. Einige von ihnen gründeten die gemeinnützige Gesellschaft »Canadian Women for Women in Afghanistan«, und über-

all in der Welt entstanden ähnliche Organisationen. Sie alle wandten sich an Sima mit der Bitte, zu ihnen zu kommen und zu sprechen. Nach dem 11. September 2001 und dem darauffolgenden Sturz der Taliban lud US-Präsident George W. Bush Sima zur Rede zur Lage der Nation im Januar 2002 in die USA ein und stellte sie als das Gesicht des zukünftigen Afghanistans vor. Auf jedem Podium in Europa, Asien und Nordamerika erzählte sie ihre herzerreißende Geschichte, und jedes Mal wurde sie mit Jubelrufen und Standing Ovations begrüßt und anschließend mit Versprechungen überschüttet. Sie war der Traum aller Journalisten, weil sie ihre Geschichte mit so viel Authentizität, Leidenschaft und sogar Humor erzählte.

Wir wurden Freundinnen, und damit wurde ich auch zur Zeugin all der Herausforderungen, denen sie sich gegenüber sah – als sie Morddrohungen von den Taliban bekam; als die Regierung, die sich nach der Niederlage der Taliban 2001 formiert hatte, sie kaltzustellen versuchte; als sie den Pessimisten trotzte und die erste afghanische Ministerin für Frauenangelegenheiten wurde; und als sie die »Unabhängige Afghani-sche Menschenrechtskommission« (Afghan Independent Human Rights Commission, AIHRC) gründete. Ich reiste mit ihr gemeinsam ins zentrale Hochland Afghanistans, um ihre weit verstreuten Schulen in Aktion zu erleben, und ich war gerade bei ihrer Familie zu Gast, als Selbstmordattentäter einen Anschlag auf das Serena Hotel in Kabul verübten, wo sie an einer Konferenz teilnahm.

Bei ihrem Besuch in Kanada lernte Sima meine Familie kennen und wickelte sogar mein erstes Enkelkind. Und ich wiederum saß bei meinem Besuch in ihrem Land mit der Familie im Schneidersitz auf dem

Boden um das *Dastarkhan* – das traditionelle Tuch, das auf dem Boden ausgebreitet wird und auf dem die Speisen serviert werden – beim Abendessen und erfuhr so mehr über Afghanistan und die Afghanen, als ich je zu träumen gewagt hätte.

Ich beobachtete, wie sie sich zur Wehr setzte, zitterte mit, wenn sie Drohungen erhielt, musste aber auch immer wieder über ihre Kühnheit schmunzeln. Wenn es um Gerechtigkeit und Gleichberechtigung ging, akzeptierte sie niemals ein Nein als Antwort. Ich weiß noch, wie die Taliban die Schließung ihrer Mädchenschulen forderten und sie mit dem Tode bedrohten, falls sie nicht gehorchte. Ihre Antwort lautete: »Geht ruhig hin und hängt mich öffentlich und erzählt den Menschen, welches Verbrechen ich begangen habe: kleinen Mädchen Papier und Bleistift zu geben.«

Als die Taliban schließlich infolge von beschämenden Hinterzimmerdeals mit den USA im August 2021 erneut an die Macht kamen, drängte ich sie dazu, ihre eigene Geschichte zu erzählen. Die Welt betrachtet die rund 20-jährige internationale Intervention in Afghanistan als gescheitert – doch dennoch stimmt es, dass sich in diesen 20 Jahren die Lebenserwartung in Afghanistan von 47 auf 63 Jahre erhöht hat, dass Jungen und Mädchen wieder in die Schule gingen, dass eine Staatenbildung ihren Anfang nahm. Das ist kein Scheitern – sondern ein Wunder. Sima war eine der Anführerinnen hinter diesen bemerkenswerten Veränderungen, und ich sagte ihr, dass die Zukunft ihres Landes vielleicht auch davon abhing, dass jemand wie sie sich bereit erklärte, einen ehrlichen Bericht über diese Geschichte von Frauen, Tradition, Menschenrechten und Gerechtigkeit zu liefern. Sie ist jemand, der wirklich einschätzen kann, was die Gründe für den Zusammen-

bruch der afghanischen Regierung gewesen sind. Ihr Leben, das der Menschlichkeit und dem Wohlergehen der afghanischen Bevölkerung gewidmet ist, kann als Warnung gelten für andere, die es zulassen, dass Täuschung und Desinformation den Lauf der Geschichte und den Willen der Menschen beherrschen. Dies ist ihre Geschichte.

EINS

Augenzeugin

*»Es gibt drei Punkte, die gegen mich sprechen:
Ich bin eine Frau, ich spreche für Frauen
und ich bin eine Hazara – die am meisten verfolgte
ethnische Gruppe in Afghanistan.«*

Es war ein strahlender Maimorgen an einem ganz normalen Tag. Das Wetter war wunderbar, sonnig und warm, mit einer leichten Brise, die den Frühling nach Kabul hineinblies. Die Blüten waren schon von den Bäumen gefallen und hatten den Blättern Platz gemacht, die nun aus allen Zweigen hervorsprossen. Es ging auf das Ende des Ramadan zu, des heiligen Ritus, der 30-tägiges Beten und Fasten gebietet, sodass die Erwartung des *Id* – des Zuckerfests, das am Ende des Fastens steht – schon in allen Köpfen war. Familien und Freunde versammelten sich, um miteinander zu beten und Dank zu sagen, und natürlich auch, um dabei traditionelle Gerichte zu verspeisen, wie dampfende Platten mit dem Reisgericht *Qaboli polao*, *Ashak* (Teigtaschen), *Bolani* (gefülltes Fladenbrot), Lammspieße und köstliches *Shirpera* (Sahnekonfekt). Für ein Land, das so viel Gewalt und so viele Rückschläge erlebt hat, hätte der für die Wiedergeburt stehende Frühling ein Zeichen der Erlösung sein können. Aber an diesem Tag – dem 8. Mai 2021 um 16.27 Uhr –, als die erste Explosion an der Sayyed-al-Shuhada-Schule in Dasht-e Barchi erfolgte, einem Viertel im Westen Kabuls, in dem viele Mitglieder der ethnischen Minderheit der Hazara leben, wurden meine Hoffnungen für die Zukunft zunichtegemacht. Mein Herz brach – erneut.

Zu diesem Zeitpunkt konnte ich das zwar noch nicht ahnen, aber es war tatsächlich der Anfang vom Ende des Afghanistans, an dessen Wiedererrichtung ich mitgearbeitet hatte. Die Ereignisse vom 8. Mai – das Wer, Warum und Was – beinhalten alles, was sich verändern muss, damit mein Land überhaupt irgendwann wieder einen Neuanfang wagen kann.

Die erste Warnung kam durch ein Piepsen auf meinem Handy. Ich war gerade in einer Konferenz an der Gawharshad-Universität, wo wir über eine hoffnungsvolle Zukunft diskutierten, wie etwa die neue Forschungsabteilung und die Verbesserung des Programms zum Empowerment von Frauen. Ein vertrauter Schauer kroch mir das Rückgrat hinauf, als ich die Nachricht auf meinem Bildschirm aufblitzen sah – »Explosion in Dasht-e Barchi«. Mir war klar, dass es in so einem belebten Teil der Stadt Opfer geben musste, aber ich hoffte, dass ihre Zahl nicht so groß und ihre Verletzungen nicht so schwer sein würden. Natürlich kamen mir sofort die furchtbaren Anschläge in den Sinn, die Dasht-e Barchi schon erlitten hatte: auf ein Bildungszentrum, einen Sportclub, eine Hochzeitsgesellschaft, eine Entbindungsklinik und auf verschiedene Moscheen. Die Opferzahlen waren immer hoch gewesen.

Die Diskussion am Tisch verebbte, während ich weiter gebannt auf mein Handy starrte. Die zweite Nachricht erschien wenige Minuten später und schlug ein wie eine Granate: Mädchen, Schule, Tod. Inzwischen starrten auch die anderen am Tisch entsetzt auf ihre Telefone. Dasht-e Barchi ist das Stadtviertel, in dem die Hazara leben. Hier schufteten viele Männer als Hilfsarbeiter, um die nötigen Mittel zusammenzukratzen, damit sie ihre Familien aus dem zentralen Hochland – der traditionellen Heimat der Hazara – in die Stadt holen

können, in der Hoffnung auf Bildung und eine bessere Zukunft für ihre Kinder.

Als die dritte Nachricht auf meinem Bildschirm eintraf, war mir klar, dass die Ereignisse katastrophal sein mussten. Zunächst hieß es, dass es einen Raketenangriff auf die Sayyed-al-Shuhada-Schule gegeben hatte. Dann, dass dort auch noch eine Autobombe explodiert war, während Passanten versuchten, den Verletzten zu Hilfe zu eilen. Und dann, dass es noch eine dritte und vierte Explosion gegeben hatte, mit immer weiter steigenden Opferzahlen.

Natürlich war mein erster Impuls, so schnell wie möglich zum Tatort zu eilen – ich bin Ärztin, ich bin Mutter. Aber mir war klar, dass der chaotische Verkehr und die komplizierten Sicherheitschecks in Kabul es mir unmöglich machen würden, rechtzeitig dort anzu- kommen, um eine Hilfe zu sein. Also brachen wir unsere Konferenz ab, und ich ging nach Hause, um im Fernsehen mitzuverfolgen, wie es zu dem grauenerregenden Anschlag auf unschuldige Schulmädchen gekommen war.

Die Fernsehbilder waren nur schwer erträglich. Die Straße vor der Schule war ein einziges Blutbad – überall lagen die Körper von kleinen Mädchen und verstreute Schulbücher, Rucksäcke und Schuhe. Arme und Beine, die in absurden Winkeln abstanden. Menschen, die in Panik durcheinanderrannten und nach anderen suchten. Blut, das die Straße hinunterlief wie Regenwasser. Jedes aufzutreibende Transportmittel – Autos, Motor- räder, Fahrräder und Rikschas – wurde kurzerhand be- schlagnahmt, um die Mädchen irgendwohin zu bringen, wo sie medizinisch versorgt werden konnten. Oft nahm jemand eine Verwundete einfach huckepack und trug sie weg. Überlebende schienen unentschlossen, ob sie

lieber auf und davon laufen oder doch bleiben und ihren Schulkameradinnen helfen sollten. Andere beschworen Passanten, in die Krankenhäuser zu eilen, um Blut zu spenden. Verletzte riefen nach ihren Müttern oder flehten um Hilfe, während überall auf der Straße Brände loderten und Schulhefte, Poesiealben und Malbücher in Flammen aufgingen. Viele dieser Hefte hatten die Träume von Kindern enthalten, die – wie es hier immer so schön heißt – unbedingt »jemand werden wollten«: Ärztin, Polizeibeamtin, Ingenieurin oder Lehrerin, in jedem Fall jemand, der in der Lage wäre, das Leben der Familie und die Zukunft des Landes zu verbessern.

Ich wusste genau, dass die Armut der Familien es nicht zulassen würde, dass die Kinder mit den fortschrittlichsten Technologien behandelt wurden. Der Vater eines Mädchens, das multiple Frakturen erlitten hatte, würde später erklären, dass er kein Geld hatte, um die Nadeln zu kaufen, mit denen man den Arm seiner Tochter in Ordnung bringen könnte. Wie immer in ihrem mühseligen Leben würden sie sich mit dem Allerwenigsten zufriedengeben müssen. Schlimmer noch, die Kinder, die komplizierte Verletzungen mit daraus folgenden Behinderungen erlitten hatten, würden in ihrem späteren Leben mit noch mehr Schulden und noch mehr Mühsal zu kämpfen haben. Für alle von ihnen war dies der Beginn eines dauerhaften Traumas, geboren aus der Barbarei.

Die Schule, die vormittags von den Jungen und nachmittags von den Mädchen besucht wird, erstreckt sich über mehrere Häuserblocks, und diese grenzen an einen mit kleinen Lehmziegelhäusern bestandenen Hügel, in denen viele der Familien leben. Die Mädchen, in die omnipräsente schwarze Uniform mit weißem

Kopftuch gekleidet, waren hierhergekommen, um zu lernen. All die Hazara, die aus dem Waras-Distrikt in Bamiyan im zentralen Hochland hergezogen waren, kamen mit großen Hoffnungen in dieses Viertel. An einer Wand der Sayyed-al-Shuhada-Schule steht der Satz geschrieben: »Die einzige Grenze für deine Träume ist die Fantasie.«

Harte Arbeit sind diese Kinder von früh auf gewöhnt. Für viele in diesem armen Stadtteil gehört es zum Alltag, dass sie immer wieder eine Schicht im Teppichknüpfen einlegen müssen, um das Familieneinkommen aufzustocken. Die Eigentümer der Teppichfirmen haben sich von der Kritik an der Kinderarbeit nicht beeinflussen lassen, denn sie wissen genau, dass die zarten Finger eines Kindes die Fäden viel schneller knüpfen und den komplizierten Mustern viel präziser folgen können als ein Erwachsener. Ich habe mich zwar immer für ein Ende der Kinderarbeit eingesetzt, doch das bedeutet nicht, dass ich die armen Leute verurteile, die in einem Land, das keine soziale Absicherung kennt, ihre Kinder durchbringen müssen. Die Kinder verdienen einen Hungerlohn, 10 bis 15 Dollar im Monat vielleicht, indem sie eng beieinander und nur ein paar Zentimeter vom Webstuhl entfernt auf Bänken sitzen. Ihre Fingernägel sind brüchig und eingerissen, die Haut daneben ist wund vom Durchfädeln der harten Wollfaser. Da sie in geschlossenen Räumen und dicht an dicht arbeiten müssen, atmen sie ständig die Wollfusseln ein und entwickeln dadurch chronische Lungenschäden. Sie haben kaum Pausen, schlafen oft vor Übermüdung ein, und sie dürfen nicht miteinander sprechen, damit sie nicht von ihrem Muster abgelenkt werden. Nur das Geräusch von Kinderhusten und der rhythmische Klang der *Shana* – dem Kamm, der benutzt

wird, um die Knoten im Webstück festzuziehen – unterbrechen die Stille am Webstuhl.

Trotz allem haben diese jungen Menschen in der Schule ihre Träume verfolgt und sich manchmal sogar in politischem Aktivismus versucht. Erst eine Woche vor dem Angriff hatte sich eine Schülergruppe an die Medien gewandt, um die Regierung zu informieren, dass die Schule nicht genug Bücher hatte, um allen das Lernen zu ermöglichen. Zwar hatten die Kinder nichts dagegen, in dem völlig überfüllten Schulgebäude auf dem Boden oder auch draußen auf dem Flur zu sitzen, aber Bücher waren nun mal eine Notwendigkeit, für die zu kämpfen sie entschlossen waren.

Während meine Gedanken um die im Fernsehgerät gezeigten Ereignisse kreisten, warf ich einen Blick aus dem Fenster und bemerkte einen Vogel, der gerade dabei war, ein Nest zu bauen. Erstaunt sah ich zu, mit welcher Sorgfalt das Vogelweibchen die Bruchstücke von Zweigen und Wurzeln mit Erde zu einem Gebilde verwob, in dem sie neues Leben in diese Welt bringen würde, und wie sie das alles tat, ohne irgendein Element ihrer Umgebung zu zerstören. Sie arbeitete fieberhaft an den Vorbereitungen für ihr Nest, und mir kam der Gedanke, wie leicht ein heftiger Regen oder ein stürmischer Wind es wieder zerstören konnte. Da erinnerte ich mich an eine Frau aus Kandahar, die einmal zu mir gekommen war mit den Worten: »Was habe ich nur falsch gemacht in meinem Leben? Dreimal habe ich ein Nest gebaut, und dreimal sind Stürme gekommen und haben mein Nest zerstört, aber all diese Stürme waren von Menschen gemacht.« So viele Menschen in meinem Land haben leiden müssen, weil andere es auf ihr Land oder ihr Leben abgesehen hatten oder einfach nur Macht ausüben wollten.

Biografien

Sima Samar, 1957, hat die Organisation Shuhada gegründet und weiterentwickelt, die über hundert Schulen und Dutzende von Kliniken und Krankenstationen betrieben hat. Sie diente in der afghanischen Interimsregierung und führte 2002–2019 den Vorsitz in der Unabhängigen Afghanischen Menschenrechtskommission. Da sie 2005–2009 als UN-Sonderberichterstatterin für die Menschenrechtslage im Sudan fungierte, wurde sie später in hochrangige Ämter der UNO berufen. Gegenwärtig ist sie Gastdozentin an der Fletcher School der Tufts University in Boston/USA.

